

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2011

Rezensionen und Annotationen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10410

Roland Berbig: Theodor Fontane Chronik. 5 Bde. De Gruyter: Berlin 2010. 599 €.

Theodor Fontane nobilitiert – Die große *Theodor Fontane Chronik*

Theodor Fontane (1819–1898) hätte es sich zu Lebzeiten in seinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können, dass das Interesse an seinem Leben und literarischem Werk bis heute nicht nur ungebrochen anhält, sondern in Breite und Tiefe wächst. Viele seiner Romane, Erzählungen, Gedichte sowie die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* sind *Longseller* geworden. Die Zahl der wissenschaftlichen Studien zu seinem Werk im In- und Ausland ist bereits Legion. Fontane ist im 20. Jahrhundert mit großen Werkausgaben und Briefeditionen gewürdigt worden. Seit 1994 wird die Große Brandenburger Ausgabe, herausgegeben von Gotthard Erler, vom Aufbau-Verlag veranstaltet. Die Editionen seiner Briefe bzw. die Briefwechsel mit Freunden und Familienangehörigen, aber auch die Editionen seiner autobiographischen Schriften und Tagebücher und die kaum noch zählbaren biographischen Arbeiten über Fontane, belegen die Neugierde auf sein Leben, seine Familie und sein Umfeld. Das alles erweckt bei Literaturwissenschaftlern und Lesern das Bedürfnis nach Übersicht und Orientierung. Diese bieten im Regelfall Lexika, Bibliographien und Chroniken, so auch bei Fontane: Im Jahr 2000 erschien das *Fontane Handbuch* von Christian Grawe und Helmut Nürnberger, 2007 das *Fontane-Lexikon* von Helmut Nürnberger und Dietmar Storch. Bereits

2006 kam bei de Gruyter die dreibändige – 2747 Seiten umfassende – *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung* von Wolfgang Rasch, heraus. Der erreichte Kenntnisstand über Leben, Werk und Wirkung, familiäres und berufliches Umfeld macht es möglich und in den Augen von Fontaneforschern auch erforderlich, dessen herausgehobene literarische Stellung auch in Form einer neuen Chronik zu dokumentieren.

Dieser Aufgabe hat sich Roland Berbig, Professor für Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin, renommierter Fontane-Forscher und Stellvertretender Vorsitzender der Theodor Fontane Gesellschaft, gestellt. Nach über zehnjähriger Arbeit liegt nun eine opulente, fünfbändige, 3.660 Seiten umfassende *Theodor Fontane Chronik* vor, die 2010 bei de Gruyter verlegt wurde. Dabei stützte er sich nicht nur auf alle veröffentlichten Quellen zu Fontane, sondern auch auf alle bisher unveröffentlichten Materialien, soweit sie eruiert und zugänglich waren. Allein schon durch die ungeheure Materialmenge, die gesichtet und für die Drucklegung aufbereitet wurde, unterscheidet sich Berbig's Publikation von früheren Fontane-Chroniken – die letzte und bis dahin umfassendste, die 315 Seiten zählende *Fontane-Chronik* von Christian Grawe, erschien 1998 bei Reclam. Nimmt man die Anzahl der Bände einer Chronik als Wertungskriterium für den Rang eines Schriftstellers, so steht vor der fünfbändigen *Theodor Fontane Chronik* von Ro-

land Berbig nur noch die achtbändige *Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik* von Robert Steiger und Angelika Reimann (München 1992–1996). Sie unterscheidet sich auch konzeptionell und in der Darstellung von anderen Chroniken herausragender Schriftsteller und kann so durchaus als maßstabsetzend für die Literaturwissenschaft gelten.

Was bietet die *Theodor Fontane Chronik*? Der Chronist Berbig definiert sich als Finder. Er will weder was erfinden noch deuten. Sein Reich stehe einzig »unter dem Dirigat des Faktischen, durch Quellen Belegbaren«. Seine Fontane-Chronik ist demzufolge eine Sammlung von Fakten. Dabei ist das Grundprinzip: Wo es eruierbar war, sind die Fakten Tagen zugeordnet. Die aufgeführten Fakten sind wiederum alle mit Quellen belegt. Der entscheidende Ordnungsbegriff der *Theodor Fontane Chronik* und damit Hauptsuchbegriff, ist der Kalendertag. Das Kalendarium der Chronik beginnt mit dem 24. März 1819, Mittwoch (Hochzeit von Fontanes Eltern) und endet mit dem 21. Februar 1902, Freitag (Trauergottesdienst für Emilie Fontane).

Die Konzeption und ihre Realisierung spiegeln sich adäquat in der übersichtlichen Systematik und Ordnung in der Darstellung der eruierten Fakten wider. So werden die »gefundenen« und dokumentierten Fakten nach Rubriken in einheitlicher Reihenfolge vorgestellt und jeder Fakt mit soviel Aussagen erläutert, wie für die inhaltliche Klarheit erforderlich ist sowie mit einer oder mehreren Quellen belegt. Es beginnt jeden Tag mit Unter-

nehmungen Fontanes, Begegnungen und Ereignissen einschließlich der Aufzählung der damit verbundenen Personen; es folgt die Aufzählung der Lektüre, mit der sich Fontane befasst hat; dann seine schriftstellerischen und journalistischen Arbeiten, an denen er zu diesem Zeitpunkt arbeitete; die Publikationen Fontanes; Veröffentlichungen über Fontane; Briefe von Fontane und Aufzählung darin enthaltener Absichten und Fakten sowie Briefe an Fontane. Die Rubriken sind durch ein Kurzzeichen gekennzeichnet. Im Umkehrschluss bedeutete dies: Konnte nach dieser Vorgabe kein einziger Fakt für einen Kalendertag eruiert und nachgewiesen werden, ist dieser Tag in der Chronik nicht aufgeführt. Dies gilt analog für die Rubriken. Nach dem gleichen Ordnungsprinzip folgen den Jahreszahlen bzw. den Monatsnamen Fakten, die sich einem konkreten Tag oder Monat nicht eindeutig zuordnen lassen oder von vornherein langfristige Ereignisse festhalten. Während die lebende Kolumne mit der Angabe von Monat und Jahr das Aufsuchen der Kalendertage erleichtert, schließt jede Seite mit Fußnoten ab, die zu jedem aufgeführten Fakt auf dieser Seite mindestens einen Quellenbeleg liefern. Als ein Vorzug erweist sich, dass bei Vorhandensein mehrerer Quellen zu einem Fakt, diese benannt werden. Etwas überflüssig erscheint es dem Rezensenten dort, wo eine Quelle ihren Aussagewert lediglich darauf stützt, dass ein anderer Autor die erste Quelle ebenfalls benutzt hat. Was sich beim Zugriff auf den Kalendertag oft leider nicht auf einen Blick erschließt, ist der jeweilige Wohn- bzw. Aufenthaltsort

Theodor Fontanes. Beim Ersteren muss man zum Jahresbeginn zurückblättern, bei Letzterem vor- oder zurückblättern. Doch unabhängig davon, jeder, ob Wissenschaftler oder »Laie«, erhält auf diese Art und Weise einen einmaligen Navigator zu Leben und Werk Fontanes, ein wahres Findbuch zu den Quellen. Für den Nutzer, der nicht alle Werkausgaben und Editionen im Kopf hat, würde ein Lesezeichen für jeden Band, das das in den Fußnoten genutzte Siglen- und Abkürzungsverzeichnis auflöst, die Navigation erleichtern.

Augenfällig, gleichwohl in der Sache begründet, ist, dass Briefe und die Fontane-Tagebücher die meisten Fundstücke der Chronik liefern. Bedenkt man hierbei, dass viele Tagebücher Fontanes verloren gegangen sind, würde deren Auftauchen und die Entdeckung bisher unbekannter Briefe die *Theodor Fontane Chronik* um mehrere Bände erweitern und zugleich helfen, noch vorhandene weiße Flecken zu färben, die beim systematischen Durchforsten der Chronik ins Auge fallen.

Den zweiten Zugriff auf die *Theodor Fontane Chronik* bildet das Personenregister. Hier finden sich alle Personen (und deren Werke, sofern sie erwähnt wurden), die in Verbindung zu Fontane standen und in der Chronik genannt werden. Wo eruierbar, wurden von jeder Person Geburts- und Todesjahr und eine knappe biographische Information aufgeführt. Erstmalig kann damit über einen großen Personenkreis dessen Beziehung zu Fontane zeitlich und inhaltlich sowohl über den Tag, die Woche usw. als auch über das alphabetische Register mit seinen Verweisen, die

zu den Quellen führen, nachvollzogen werden. Hier kommen die Vertreter vieler Interessensgebiete auf ihre Kosten.

Den dritten Zugriff bildet das Ortsregister. Hier sind alle Orte erfasst, die Fontane besucht bzw. in denen er gelebt und gearbeitet hat und die in der Chronik belegt sind. Für die Wanderfreunde, die in den Spuren Fontanes die Mark Brandenburg erkunden wollen, eröffnen sich damit neue Anregungen und Orientierungshilfen, wie auch denen, die mit Fontane Europa erkunden wollen. Beide Register bilden eine bedeutende Ergänzung zu den Orts- und Personenregistern der bisher erschienenen Editionen der Werke Fontanes, seiner Briefe und Tagebücher. – Dass diese Einzelregister zu Gesamtregistern zusammengefaßt werden, könnte eine nächste Herausforderung an die Literaturwissenschaft sein.

Leider fehlen zwei weitere Register, die zwar geplant, aber offensichtlich noch nicht zum Abgabetermin des Manuskriptes der Chronik fertiggestellt werden konnten: Ein Werkregister und das Register der Periodika. (Diese sollen noch bei der Humboldt-Universität unter Leitung von Roland Berbig erarbeitet und ins Internet gestellt werden.). Dies ist insofern bedauerlich, als damit vorerst ein entscheidender Zugriff zum Werk Theodor Fontanes mit Hilfe der Chronik, nämlich die Verfolgung der Entwicklungsphasen seiner Werke, ihrer Publikations- und Wirkungsgeschichte versperrt ist. Hier bleiben dem Interessenten die literaturwissenschaftlichen Studien.

Die Typographie der aufwändig hergestellten *Theodor Fontane Chronik* trägt

entscheidend dazu bei, schnell und treffsicher die Ereignisse und Fakten – so welche zu vermehren sind – zu finden. Der Nachschlagecharakter der Chronik als Dokumentation von Fakten ist damit unterstrichen. Das unterscheidet diese Chronik grundsätzlich von den Chroniken zum Leben und Werk von Goethe, von Brecht und anderen literarischen Größen, die man durchaus als chronologisch-biographische Lesebücher charakterisieren kann, die gewissermaßen die Fakten durch Auswahl, Beschreibung und Wertung bekränzen und damit aber auch »lesbarer« machen. Zum Glück verfiel Berbig ein wenig dieser Verführung und fügte der besseren Lesbarkeit halber »Originaltöne« aus den belegten Lebensdokumenten in Form von Zitaten von Fontane und einiger Zeitgenossen bei.

Allerdings, warum diese und nicht andere Originaltöne ausgewählt wurden, ist nicht immer nachvollziehbar. Hin und wieder kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass die »Originaltöne« ein wenig die Ereignis- und Faktendürre an bestimmten Tagen und Wochen kaschieren.

Gleichwohl kann uns das nicht abhalten, diese *Theodor Fontane Chronik* jedem an Fontane Interessierten zum Gebrauch zu empfehlen. Sie ist nicht nur die mit weitem Abstand umfassendste und zugleich detaillierteste Dokumentation zu Leben und Werk Fontanes, sondern auch

ein aus zigtausenden Steinen zusammengesetztes Berlinhistorisches Mosaik des 19. Jahrhunderts. Für Literaturwissenschaftler und Fontaneforscher wird Berbigs Chronik zukünftig ein unverzichtbares Arbeitsinstrument werden. Aber auch Fontaneliebhaber ohne wissenschaftliche Ambitionen sollten es in ihre Handbibliothek aufnehmen oder es in Bibliotheken nutzen.

Allerdings werden diesem Rat nicht allzu viele folgen können. Der entschiedene Mangel der Ausgabe ist der Preis. Sicher, Typographie, Einband, Druck, Bindung und Papier sind von hoher Qualität und haben durchaus ihren Preis. Und dass der renommierte Verlag Walter de Gruyter das Werk in sein Programm aufgenommen hat, steht der Chronik ebenfalls gut zu Gesicht. Doch 599 Euro sind ein hoher Betrag. Dies wird nicht nur für viele Fontane-Freunde eine Hürde sein, sondern hier werden auch die meisten Bibliotheken passen. Der Verbreitung eines Werkes, das eigentlich allen Interessierten zugänglich sein sollte, wird dies Grenzen setzen. Da bleibt nur zu hoffen, dass eine bezahlbare Taschenbuchausgabe folgt. Die kann dann gleich um neue Fakten und die ausstehenden Register bereichert werden, denn wie die vorliegende *Theodor-Fontane-Chronik* ahnen lässt, ist hier noch ein weites Feld zu bearbeiten.

□ HANS-JÜRGEN MENDE

Kerstin Mandler: Fontane und das exotisch Fremde. Fremdheitsmotivik im Werk Theodor Fontanes. Marburg: Tectum 2010. 98 S. 19,90 €.

Fontane und das exotisch Fremde – das Thema der Arbeit ist gut gewählt. Obwohl zahlreiche Beiträge zur Fremdheitsthematik im Werk Fontanes vorliegen, darunter ein von Konrad Ehlich herausgegebener Sammelband, mangelt es bislang an einem brauchbaren Gesamtüberblick. Einen solchen setzt sich die vorliegende Untersuchung zum Ziel; anhand ausgewählter Werke sollen verschiedene Variationen der Fremdheitsmotivik im Werk Fontanes »möglichst tief greifend« (S. 7) behandelt werden. Dass die theoretischen Voraussetzungen und die Auswahl von sechs Romanen diesem Anspruch enge Grenzen setzen, sei vorausschickend vermerkt.

Als Einstieg bietet das Buch eine äußerst knappe Vorstellung von Alteritätskonzepten, zugespitzt auf das Verhältnis von Identität und Alterität bzw. Ein- und Ausgrenzung. Die theoretische Grundlage bildet die Phänomenologie des Fremden von Bernhard Waldenfels, allerdings in einer sehr schmalen Textauswahl. Überhaupt dürfte es nur schwer möglich sein, relevante Alteritätskonzepte auf lediglich etwas mehr als drei Seiten zu behandeln. Fast zwangsläufig ergeben sich daraus Verkürzungen und Vereinfachungen, die sich, wie noch zu zeigen sein wird, auf den weiteren Gang der Argumentation auswirken.

Anhand von *Effi Briest* und *Schach von Wuthenow* rücken zunächst »Begegnungen mit dem Fremden in der Heimat« in den Mittelpunkt. Charaktere aus fremden Ländern, fremdartige und exotische

Objekte sowie der berühmte Chinesenspuk gelten mit Blick auf *Effi Briest* als »Träger und Katalysator eines Ehebruchs« (S. 15), während sich in *Schach von Wuthenow* das Interesse auf die von der Gesellschaft als fremdartig wahrgenommene Physiognomie Victoires konzentriert, die ihren Liebhaber Schach letztlich in den Freitod führt. Unter der Überschrift »Exotisches als Utopie und Fluchtpunkt« folgt eine Betrachtung der Figuren, »die sich das Fremde bewusst herbeiwünschen« (S. 49). Das gilt für Lehnert Menz in *Quitt*, für den Amerika aber auch nicht – abgesehen von seiner Freundschaft mit L'Hermite – »die erhoffte Exotik und Offenheit« (S. 61) bedeutet. Wenn sich die neue Welt als Abbild heimischer Verhältnisse entpuppt, gehört dazu auch, dass die Beschreibungen der amerikanischen Landschaft wie Spiegelbilder des schlesischen Riesengebirges anmuten. Eine ganz andere Fremdheitserfahrung bietet die Auseinandersetzung mit *L'Adultera*, die unter der Zitatüberschrift »Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen« den Ehebruch Melanie van der Straatens als »Flucht in das Fremde« (S. 88) analysiert. Zwar scheint ihr Ausbruch zunächst zu gelingen, doch muss die Protagonistin nach ihrer Hochzeit mit Rubehn, u.a. durch den Verlust ihrer Kinder aus erster Ehe, »einen Preis für ihre Begegnung mit dem Fremden bezahlen« (S. 76). Wie schon im vorangehenden Fall vermittelt auch diese Lesart des Romans den Eindruck, dass solche Abweichungen von ei-

nem einmal eingeschlagenen Lebensweg niemals wirklich glücklich sein können. Utopische Fluchtkonzepte sollen schließlich *Die Poggenpuhls* und *Stine* repräsentieren, wobei die Unrealisierbarkeit des Utopischen unausgesprochen vorausgesetzt wird. Sowohl für Leo von Poggenpuhl als auch für Waldemar Graf von Haldern sei das Fremde »keine Alternative, sondern eine utopische Illusion« (S. 88).

Insgesamt stören neben formalen und handwerklichen Fehlern – zu nennen wären nur der Verzicht auf die Benutzung der großen Fontane-Werkausgaben und die Benjamin-Rezeption aus zweiter Hand – vor allem zahlreiche, z.T. mit moralischem Unterton präsentierte Pauschalierungen. So erfährt man beispielsweise, dass in den behandelten Romanen »die Berührung mit dem Fremden für viele Charaktere ein schlechtes Ende nimmt und keine der Figuren in der Begegnung mit dem Fremden ihre vollkommene Erfüllung findet.« (S. 88) In solchen homogenisierenden Betrachtungsweisen wird aber auch das Grundproblem der Untersuchung deutlich, die starre Gegenüberstellung von Fremdem und Eigenem. Eine

etwas intensivere Durchdringung der Alteritätsforschung und der Schriften von Waldenfels hätte eigentlich nicht an der Erkenntnis vorbeiführen dürfen, dass Fremdheit eine relationale Größe ist. Das Fremde an sich gibt es überhaupt nicht. Fremdes ist immer ein konstitutiver Bestandteil des Eigenen und lässt sich von diesem nicht abtrennen. So ist auch Identitätsbildung gar nicht denkbar ohne die Begegnung mit dem Anderen. Im Hinblick auf das Werk Fontanes haben solche Einsichten eine besondere Relevanz, da sich hier zwischen Vertrautem, Fremdartigem und Fremdwerdendem, zwischen Nahem und Fernem oft charakteristische Interferenzen einstellen. Dass die Fontane-Lektüre die Leser zudem mit der eigenen Wahrnehmung dieser Zusammenhänge konfrontiert, verleiht dem Thema einen zusätzlichen Reiz. Es ist bedauerlich, dass entsprechende Erkenntnismöglichkeiten nicht wahrgenommen, stellenweise sogar sehr konventionellen Einschätzungen geopfert wurden. Eine adäquate Gesamtbetrachtung zur Fremdheitsthematik im Werk Fontanes steht also immer noch aus.

□ MICHAEL EWERT

Franz Theodor Kugler. Deutscher Kunsthistoriker und Berliner Dichter.
Hrsg. von Michel Espagne, Bénédicte Savoy, Céline Trautmann-Waller.
Berlin: Akademie Verlag 2010. 59,80 €.

Vielen Fontane-Lesern wird der »alte Kugler« mit dem »Sokrateskopf« – wie er in *Von Zwanzig bis Dreißig* erscheint – wohl vor allem als jener preußische Kulturpolitiker und Kunsthistoriker bekannt

sein, der das Talent des Schriftstellers Fontane früh erkannte, förderte und in dessen Haus der Dichter nach eigener Aussage einige seiner schönsten Stunden verbrachte. Neben seiner Mitgliedschaft

im *Tunnel über der Spree* (Name *Lessing*) und im *Rütli* hat Kugler zudem das mit Fontane herausgegebene belletristische Jahrbuch *Argo* einen festen Platz in der Fontane-Forschung gesichert. Gleichwohl stellt jenes Projekt mit Fontane ebenso wie die Förderung von anderen Literaten wie Paul Heyse oder Emanuel Geibel lediglich einen – freilich wichtigen – Aspekt im Leben und Wirken des 1808 in Stettin geborenen und 1858 in Berlin gestorbenen Franz Kuglers dar. Dem weitaus breiteren Spektrum des Kuglerschen Schaffens widmet sich nun der von Michel Espagne, Bénédicte Savoy und Céline Trautmann-Waller herausgegebene Tagungsband *Franz Theodor Kugler. Deutscher Kunsthistoriker und Berliner Dichter*. Die schon von Friedrich Eggers in einer zeitgenössischen *Lebensskizze* betonte Vielfalt von Werk und Talent Kuglers, der nicht nur als Verfasser eines *Handbuches der Kunstgeschichte*, sondern unter anderem auch als zeichnerischer Urheber eines populären Hegel-Porträts (vgl. Dillys Beitrag zu Kuglers Zeichenkunst) und Dichter des Volksliedes *An der Saale hellem Strande* hervortrat, spiegelt sich bereits in der fachlichen Heterogenität der Beteiligten wider. Kunsthistoriker, Historiker und Literaturwissenschaftler wie Heinrich Dilly, Adrian von Buttlar, Leonore Koschnik oder Roland Berbig kommen zu Wort und setzen sich mit Kuglers Tätigkeit im Kultusministerium, mit dessen kunsthistorischen Studien, Illustrationspraxis, Künstlerförderung, journalistischen Arbeiten oder Kuglers Lyrikproduktion auseinander. Dadurch bietet sich dem Leser ein span-

nendes und facettenreiches Lektüreelebnis, das unweigerlich das gängige Bild Kuglers um neue Aspekte erweitert und zuweilen revidiert. Fontane war an einer Stereotypisierung Kuglers als scheuem Geheimrat, dem immer »etwas altfränkisches Goethisches« anhaftete nicht ganz unschuldig. Wenngleich er wiederholt auf die »liebvolle und edle« Art Kuglers verwies, so haben doch seine Aussagen darüber, dass Kugler im *Tunnel* umstritten und der »Gegenstand eines halb verdrießlichen Respektes« gewesen sei, ja dass der hier Beschriebene »seinen Kunsthistorikerruhm gern« für einen »großen Dichterfolg« (Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig*) hingegeben hätte, eine einseitige Rezeption des ohnehin weitgehend vergessenen Kuglers gefördert. Besteht das Recht des Dichters Fontane darin, seinen persönlichen Eindruck wiederzugeben, so hat es sich der Band zur Pflicht gemacht, genau hinzuschauen, zu entdecken und zu prüfen. Dieser Anspruch äußert sich in der Heranziehung zahlreicher unveröffentlichter Quellen aus den in München und Berlin befindlichen Nachlässen Kuglers, deren Auswertung innovative Zugänge zu einem differenzierten Bild des Wissenschaftlers und Menschen Kugler eröffnet. So zeigt etwa Bärbel Holtz in ihrem Beitrag zu *Kuglers Amtspraxis* den Kunstreferenten als Einzelkämpfer, der nie richtig »in der Dienstatmosphäre des Ministeriums« (S. 24) ankam und gern als »Beobachter im Abseits« (S. 25) blieb. Holtz' Ausführungen sind nur ein Beispiel dafür, wie sich vermeintliche Nebenschauplätze als wichtige Schlüssel zum Verständnis Kuglers wie auch der damals noch jungen

Disziplinen der Kunst- und Kulturgeschichte entpuppen. Mit fortschreitender Lektüre kristallisiert sich eine für Kuglers Werk charakteristische Verbindung von Beruf und Berufung, von Theorie und Praxis heraus. Fortschrittliche und »demokratisch-bürgerliche« (von Buttlar, S. 121) Auffassungen von Kunst- und Kulturpolitik (S. 121), wie sie Kugler etwa in seinen Arbeiten für das von Eggers redigierte *Deutsche Kunstblatt* (vgl. den Beitrag von C. Trautmann-Waller) oder in der Schrift *Über die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung* lieferte, versuchte er in seiner Funktion als preußischer Kunstreferent mal mehr und mal weniger erfolgreich in die Praxis der Kunstverwaltung umzusetzen.

Einen Modernitätsdiskurs in Kuglers Wirken fördern auch Beiträge wie die *Relektüre von Kuglers Schinkel* durch Adrian von Buttlar zutage, der zurecht die »zukunftsweisende Komponente« (S. 114) der in der »Tradition der Vitenschreibung« (S. 106) stehenden Studie betont. Überhaupt bestechen die sich mit Kuglers architekturtheoretischen Arbeiten auseinandersetzenen Beiträge von Karge, Röb-ler, Espagne, Locher und von Buttlar durch eine konzentrierte, die »erkenntnisstiftende Funktion« (Röb-ler, S. 129) von Kuglers Arbeiten fokussierende Darstellung. Das mag einerseits daran liegen, dass sich die Beiträger hier in Kuglers ur-eigenstem Metier – Kugler war nicht zuletzt Absolvent der Bauakademie – bewegen. Andererseits dokumentiert gerade die Auseinandersetzung mit Schriften wie der gemeinsam mit Ranke verfassten Studie zur Schlosskirche von Quedlinburg, der

Pommerschen Landesgeschichte oder der Zusammenarbeit mit Jacob Burckhardt eine für Kugler typische Verbindung aus »Kunstabstraktion und historischer Methode« (Espagne, S. 155) und offenbart zugleich seinen bedeutenden – bislang nur unzureichend gewürdigten – Anteil an der Entwicklung der Kulturgeschichte der 1840er Jahre (vgl. Espagne, S. 158).

Neben der *Pommerschen Landesgeschichte*, die Kugler als Teil der »Kulturgeschichte des Vaterlandes« (Zitat Kugler S. 157) verstanden wissen wollte, präsentiert auch die von Andrea Meyer analysierte Beschäftigung Kuglers mit der Historienmalerei sowie die von Hubertus Kohle thematisierte *Geschichte Friedrichs des Großen* die Einheit von Kunst und Nation als elementaren Bestandteil des Kuglerschen Wirkens. Spürbar ist dieser Ansatz insbesondere in Kuglers bahnbrechendem *Handbuch der Kunstgeschichte*, in dem der Verfasser – darin weniger parteiisch als sein der französischen Kunst grundsätzlich negativ gegenüberstehender Kollege Karl Schnaase (vgl. Locher, S. 77) – den Versuch unternahm, den »Anteil der Nationen an der Gesamtentwicklung der Kultur von den Anfängen bis zur Gegenwart historisch-genetisch« (ebd.) zu bestimmen.

Anders als Schnaase, der in seinen späten Jahren die »Konzentration auf empirische Spezialstudien« (Karge, S. 101) mitvollzog, war und blieb Kugler zeitlebens universell gestimmt. Kuglers Traum von der »wissenschaftliche Synthese aller Künste« (ebd.) kommt entgegen, dass der Band das (Forschungs-)Feld am Schluss den Literaturwissenschaftlern überlässt.

In den Beiträgen von Rainer Hillenbrand, Anike Rössig und Roland Berbig rücken schließlich die *Verknüpfung von Poesie und Politik* bei Kugler sowie dessen Vereinsleben und die Literaturförderung des *Maklertalents* Kugler in den Blick, ohne dabei den bereits herausgearbeiteten Ansatz aus den Augen zu verlieren: Kugler stand demnach sowohl bei der Förderung von bildenden Künstlern als auch von Literaten ein »organisches Gesamtgebilde, in dem jede Kunstrichtung mit den anderen korrespondierte, wenn nicht harmonierte« (Berbig, S. 235) vor Augen. Neben Heyse, der Kuglers Tochter Margarethe heiratete, lag Kugler die Förderung Fontanes am Herzen. Wie Berbig herausarbeitet, erkannte Kugler in Fontane vor allem eine »neue Epoche der vaterländischen Kunst« (Zitat Kugler, S. 243) und sah in ihm die »Inkarnation dessen, was er selbst [...] in seinen kunstpolitischen Schriften seit Mitte der vierziger Jahre verfochten hatte: eine Kunst, die das Volk nicht verfehlt, sondern erreicht, sanft gelenkt und begünstigt durch einen Staat, der sich seiner ganzen Verantwortung bewusst ist.« (S. 243).

In seiner ausführlichen Beschäftigung mit der Person Franz Kuglers liefert der

Band einen wichtigen Beitrag für das Verständnis der Kunstwissenschaft, der Kulturgeschichte sowie der Berliner Kulturpolitik und Salonkultur in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem Umstand, dass sich die Beteiligten dabei hoch konzentriert und fachlich versiert wie auch bescheiden geben, entspricht das schlichte Erscheinungsbild des Buches, dessen Einband »nur« ein handschriftlicher Brief mit einer beeindruckenden Porträtskizze Kuglers ziert und in dem sich ausschließlich Schwarz-Weiß-Abbildungen finden. Gerade spektakuläre und ihrer Kolorierung faszinierende Gemälde wie Horace Vernets *Prise de la Smala d'Abd-el-Kadar par le duc d'Aumale á Taguin* oder Carl Blechens *Bau der Teufelsbrücke* hätte man sich freilich farblich und vor allem größer abgebildet gewünscht. Dem positiven Lektüreeindruck des Buches, das zu recht keine opulente Bilderschau anstrebt, tut das allerdings keinen Abbruch. Im Gegenteil: diese konsequente Ablehnung jeglicher Opulenz, die sich hier in der Konzentration auf das Wesentliche äußert, hat am Ende auch etwas von Franz Kugler.

□ JANA KITTELMANN

Joseph Roth: »Ich zeichne das Gesicht der Zeit«. Essays – Reportagen – Feuilletons. Hrsg. und kommentiert von Helmuth Nürnberger. Göttingen: Wallstein 2010. 544 S. 39,90 €.

Der österreichische Romancier Joseph Roth (1894–1939) verfasste in seinem kurzen Leben neben 14 Romanen und einer Handvoll Erzählungen mehr als 1300

Feuilletons, Reportagen und Essays als Journalist. Ähnlich wie für Fontane war Roths Journalistik Brotarbeit, die dem angehenden Romanschriftsteller den Weg

zum literarischen Erfolg zuweilen verspernte, aber doch künstlerisch auch fördernd war. Es war für beide eine Art Arbeit, die ihr ganzes Leben hindurch nie ganz ein Ende gefunden hat. In Roths Glanzzeit als einer der Starfeuilletonisten der Weimarer Republik hat er sich in der Berliner Presse viel stärker profiliert als seinerzeit Fontane, der nach der Publikation seiner vielseitigen Londoner Korrespondenzen in den 1850er Jahren vor allem für seine Theaterkritiken in den 1870er und 80er in der *Vossischen Zeitung* bekannt war.

Diese Sammlung umfasst zum ersten Mal in einem Band repräsentative Texte, die die ganze chronologische Bandbreite von Roths journalistischem Werk ausmachen. Von den frühesten Anfängen 1916 bis zum Todesjahr 1939 sind bis auf 1917, 1933 und 1936 alle Jahre vertreten. 1933 erlebte Roth einen scharfen Einschnitt in seinem Arbeits- wie Privatleben, als er knapp vor Hitlers Machtübernahme Berlin verließ, um ins Exil zu gehen. Für den Herausgeber war es bestimmt keine leichte Aufgabe, eine Auswahl aus der quantitativen Fülle und dem qualitativen Reichtum zusammenzustellen. Dabei hat Helmuth Nürnberger Texte nicht nur unter den schon wiederabgedruckten Reportagen in den ersten drei Bänden der Werkausgabe (1989–1991, hrsg. Hackert/Westermann) samt Ergänzungsband *Unter dem Bülowbogen* (1994, hrsg. Siegel) gefunden, sondern er hat auch noch weitere, unter anderem *Wiener Operette* (1918), zum ersten Mal seit dem Erstdruck in längst eingegangenen Zeitschriften mit einbezogen. Die Auswahl vermeidet mit

wenigen Ausnahmen Überlappungen mit Material, das in den letzten Jahren in einer Reihe von Einzelpublikationen erschienen ist. Die besagten Feuilleton-Sammlungen haben meist einen geographischen Rahmen. Es handelt sich dabei zum Beispiel um Berlin, Wien, das Ruhrgebiet oder Frankreich. Zum schon wiederholt Abgedruckten gehören *Juden auf Wanderschaft* und neun Reiseberichte aus Südfrankreich. Klassische Feuilletons wie *Seine K. und K Apostolische Majestät* (zu Altösterreich) und *Der Merseburger Zauberspruch* (zur modernen Industrielwelt) sind typisch für Roths autofiktive Methode, wobei er sinnliche Genauigkeit mit mythischen Dimensionen erzählend und reflektierend verbindet. Aus der Sammlung gewinnt man einen guten Eindruck von der Vielseitigkeit von Roths Stoffen und Anliegen: Tagesereignisse, populäre Unterhaltung, Gebäude und Denkmäler, sozio-politisch oder anthropologisch gefärbte Reiseberichte. Eher dünn vertreten sind die zahlreichen Feuilletons über Großstadtphänomene, wie zum Beispiel *Das ganz große Warenhaus* (1929) oder *Konfektionserotik* (1930).

Die Texte sind in fünf Abschnitten angeordnet: *Feuilletons, Glossen, Reportagen*, (1916–1925); *Die weißen Städte* (1925); *Juden auf Wanderschaft* (1927); *Feuilletons, Reportagen, Rezensionen* (1925–1932); *Texte aus den Jahren des Exils* (1933–1939). In dem Nachwort platziert Nürnberger Roth in seinem literaturhistorischen Kontext sowohl neben anderen Galizienerzählern wie Franzos und Sacher-Masoch, als auch durch Querverweise auf Grillparzer, Hofmannsthal

und Schnitzler. Er weist auch auf seine Verwandtschaft mit anderen Schriftstellern hin wie Musil, Werfel, Doderer und Stefan Zweig, die sich gleichsam mit dem Thema Epochenumbruch in Österreich eingehend beschäftigt haben. Biographie und Werkgeschichte werden geschickt verknüpft, und im letzten Teil (S. 533–539) fokussiert der Herausgeber mit vielen einsichtigen Beobachtungen auf Roth den Journalisten, wie etwa: »Der Journalist [...], obgleich er schon früh autofiktiv zu gestalten sucht, ist ein sensibler und scharfsichtiger Kritiker, seine Kunst der Übertreibung zielsicher und erhellend.« (S. 533), er dichte, wenn er Reportagen und Reiseberichte schreibt (S. 538). Roth wie Fontane werden hier als Verteidiger des Feuilletons zitiert (S. 534). Auch wichtig im Nachwort für das weitere Verständnis von Roths Werk ist die Erwähnung der im Jahr 2008 gegründeten *Internationalen Joseph Roth Gesellschaft*, die die Öffentlichkeit nötig hat, um Roth einem möglichst breiten Publikum zur Kenntnis zu bringen.

Der reichhaltige Kommentarteil im vorliegenden Band ergänzt das Nachwort sowohl auf biographischer als auch auf werkinterpretatorischer Ebene. Hinweise auf Sekundärliteratur in deutscher Sprache kommen dazu, und im Nachwort sowie auch im Kommentar werden weitere Roth-Texte herangezogen und gelegentlich ausführlich zitiert. Was dabei herauskommt, ist eine vielseitige Darstellung von Werk und Leben, wobei die dichte Vernetzung des einen mit dem anderen sowie des Romanwerks mit der Journalistik überzeugend und im Detail vermittelt wird. Ein

Aspekt, der aber seltsamerweise kaum erwähnt wird, ist die Bedeutung der Frauen für Roths Leben und Schaffen: Seine Frau Friedl und Irmgard Keun, eine spätere Lebensgefährtin und Schriftstellerkollegin, fehlen ganz, und Andrea Manga Bell, mit der Roth jahrelang zusammenlebte, wird nur einmal genannt. Der Kommentar bringt nicht nur die bei diesen Textsorten zu erwartenden fast unentbehrlichen sachbezogenen Informationen, sondern er analysiert Roths stilistische Eigenheiten und reflektiert ergiebig seine wiederkehrenden Motive und die mit ihnen verbundenen Wertvorstellungen. Jedem Abschnitt bzw. jeder Gruppe von Reportagen wird eine eigene Einführung gewidmet. Der Kommentarstil ist nie trocken, sondern führt die Leser scheinbar mühelos immer weiter in Roths Welt hinein.

Bei der relativ mageren wenn auch wachsenden Sekundärliteratur zu Roths Reportage ist dieser Band für Experten für Joseph Roth und für den literarischen Journalismus allgemein von hohem Wert und Interesse. Darüber hinaus bietet das Buch einen ausgesprochenen Lesegenuß, wobei die überraschende Aktualität vieler Texte und die Kunst von Roths rhythmischer, sprachlich geschliffener Prosa ihre Rolle spielen. Roth ist ein Meister des überraschenden Vergleichs, der Alliteration und Assonanz und der treffsicheren Metapher und Metonymie. Mit sinnlich präziser Beobachtungsgabe weiß er – wie die besten Feuilletonisten – wie man Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sinnreich verknüpft. Parataktisch und antithetisch formulierend, schwingt er die Leser mit sich voran.

Dieser Band lässt die Frage aufkommen, ob man mit Fontanes Journalistik ähnlich verfahren könnte, d.h. ob man eine chronologisch angelegte Auswahl aus Korrespondenzen, Reiseberichten, Kritiken und Essays so zusammenstellen könnte, um eine vergleichbar wohl integrierte Zusammen-

menschau von Werk und Leben zu erreichen. Die Antwort darauf bleibt vorläufig aus. Helmuth Nürnbergers Joseph Roth-Band könnte aber sicherlich als Muster dienen.

□ HELEN CHAMBERS

Il carteggio Paul Heyse – Pio Spezi. Un'amicizia intellettuale italo-tedesca tra Otto e Novecento. A cura di Italo Michele Battafarano e Claudio Costa. Roma 2009 (= Quaderni della Biblioteca nazionale centrale di Roma; 14), ohne Preisangabe

Von 1893 bis zu seinem Tod 1914 stand der »Italianissimo« Paul Heyse in regem Briefverkehr mit dem römischen Gymnasiallehrer, Bibliothekar und Belli-Forscher Pio Spezi (1861–1940). Den Kontakt hatte der Italiener aufgenommen, als sich Heyse in einem 1893 in der *Deutschen Rundschau* veröffentlichten Aufsatz über den römischen Dichter Giuseppe Gioachino Belli auf eine Arbeit Spezis bezog, die ihm der Verfasser zwei Jahre vorher geschickt hatte. Ursprünglich hatte Spezi darauf gehofft, dass ihm das Ansehen Heyses dazu verhelfen würde, unveröffentlichte Sonette Bellis bzw. eine thematische Auswahl aus dem Werk des mundartlichen römischen Dichters in Deutschland zu publizieren. Als sich dieser Plan wegen fehlenden Interesses der deutschen Leser als unrealisierbar erwies, änderte sich allmählich der Charakter des Briefwechsels, der nun auch zum Zeugnis einer Freundschaft wurde.

Abgesehen von der unterschiedlichen Bedeutung der Briefpartner, stand der Briefwechsel von vornherein im Zeichen

eines ungleichen Austausch, denn Heyse konnte ausgezeichnet italienisch, während Spezi kein deutsch konnte; er war in all den Jahren nicht imstande gewesen, es zu lernen, obwohl in den Briefen seines Partners oft Ausdrücke des Bedauerns darüber zu lesen sind, dass er es nicht tat. Folglich konnte der Italiener den Beitrag, den Heyse nicht nur mit der Übersetzung von zweiundneunzig Sonetten, sondern auch mit seinen Aufsätzen zur Rezeption Bellis in Deutschland leistete, nicht persönlich schätzen. Noch weniger konnte er Novellen, Romane, Dramen und Gedichte des berühmten und von ihm bewunderten Partners lesen, es sei denn, dass sie übersetzt vorlagen. Dagegen kannte sich Heyse in der Situation der italienischen Literatur aus und verfolgte, wie seine Briefe punktuell zeigen, interessiert ihre Entwicklung, freilich auch mit Hilfe Spezis, der ihn regelmäßig mit literarischen Zeitschriften (vor allem *Il Fanfulla della Domenica*) versorgte.

Während sich die Briefe des Italieners lückenhaft erhalten haben (Aufbewah-

rungsort: Heyse-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek in München), bewahrte Spezi seinerseits alle Briefe und Postkarten des berühmten Briefpartners sorgfältig auf (Aufbewahrungsort: Biblioteca Nazionale Centrale »Vittorio Emanuele II« in Rom), obwohl ihn Heyse, fest davon überzeugt, dass seine Italienischkenntnisse den eigenen hohen Ansprüchen nicht genügten, wiederholt aufgefordert hatte, sie zu vernichten.

Den aus insgesamt 207 Zeugnissen bestehenden bisher unveröffentlichten Briefwechsel haben nun der Germanist Italo Michele Battafarano und der Italianist Claudio Costa gemeinsam herausgegeben und somit einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der Kulturbeziehungen zwischen Italien und Deutschland um die Jahrhundertwende geleistet. Darüber hinaus bietet der Band wertvolle Materialien und Aufsätze zu Leben und Werk der Briefpartner: eine Spezi-Bibliographie, eine (Auswahl-) Bibliographie und vor allem das vollständige Verzeichnis der »italienischen« Bibliothek Paul Heyses, d. h. der Werke italienischer Autoren sowohl in der Originalsprache als auch in deutscher Übersetzung, der Werke ausländischer Autoren in italienischer Übersetzung und der Essays zur italienischen Literatur und Kultur in seinem Besitz. Abgerundet wird der Band durch biographische Skizzen beider Partner und durch Beiträge zum Briefwechsel und zum Wirken Heyses und Spezis. Materialien und Aufsätze zu Heyse hat Battafarano, zu Spezi Costa gesammelt bzw. verfasst. Einleitend hebt Leonardo Lattarulo die Rolle Pio Spezis in der Wirkungsgeschichte Bellis unter Auswertung

der Materialien des Spezi-Nachlasses in der Biblioteca Nazionale Centrale »Vittorio Emanuele II« in Rom hervor.

Costa entwirft ein Porträt von Spezi, das nicht zuletzt deswegen wichtig ist, weil damit der Eindruck berichtigt wird, den der Briefwechsel erweckt, dass Belli das einzige »Steckenpferd« des Gymnasiallehrers gewesen sein soll. Dabei hatte der römische Forscher andere tiefgehende Interessen, die allerdings in seinen Briefen mit keinem Wort erwähnt werden: in erster Linie die Geschichte der römischen Kirchen.

Das von Battafarano entworfene Heyse-Bild lässt zunächst einmal dem mutigen, dem vorurteilslosen, dem integren Zeitgenossen Gerechtigkeit zuteil werden, einem Menschen, der es nicht scheute, Farbe zu bekennen, auch wenn er damit die Gunst der Machthaber aufs Spiel setzte, und der frei von den fragwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit war und blieb: Antisemitismus, Nationalismus, Kolonialismus, Unterwürfigkeit. Auch das Urteil über das literarische Werk Heyses revidiert Battafarano grundsätzlich, indem er den gegen den Münchner »Dichturfürsten« immer wieder erhobenen Vorwurf der Epigonalität in Frage stellt, ja verwirft und eine andere Lesart vorschlägt. Heyses literarisches Werk wird somit als Ausdruck der Absicht verstanden, ein sonst literaturfremdes Publikum durch die Literatur zu erziehen und zu emanzipieren – freilich ein zum Scheitern verurteilter Versuch, wie spätestens der Ausbruch des Weltkriegs 1914 zeigte.

Der Kommentar zu den Briefen ist umfangreich und befriedigt die durch die

Lektüre der Briefe erregte Neugier fast immer: eine der sympathischsten deutschen Frauen («una delle più simpatiche donne della Germania») mit Wohnsitz in der Via Polveriera in Rom, auf die Heyse anspielt (S. 147), wird wohl Malwida von Meysenbug gewesen sein (Adresse: Via Polveriera 6); die zwei im Januar 1902 verstorbenen Freunde, deren Tod Heyse so betroffen machte (S. 178), sind vielleicht Wilhelm Hertz (gest. am 7. Januar 1902 in München) und Ernst Wichert

(gest. am 21. Januar 1902 in Berlin). Abschließend möchte ich noch bemerken, dass der Altphilologe Paul Heyse das griechische Wort ἀντιδωρον (Gegengeschenk) mit ἀντιδοτο (Gegenmittel) überraschenderweise wiederholt verwechselt, so dass es scheint, wenn er sich für die Sendung einer Zeitschrift oder eines Aufsatzes revanchiert, als wolle er eine Art Gegenmittel senden.

□ DOMENICO MUGNOLO

Norman Domeier: Der Eulenburg-Skandal. Eine politische Kulturgeschichte des Kaiserreichs. Frankfurt a. M., New York: Campus 2010. 433 S. (Campus Historische Studien 55) 29,90 €

Ψ Was hat der Eulenburg-Skandal mit Fontane zu tun? War doch Fontane bereits ein Jahrzehnt tot und ihre Korrespondenz schon Jahre zuvor beendet, als sich jener Skandal ereignete, und als sie sich 1880 kennen lernten, war Philipp zu Eulenburg noch längst nicht der »beste Freund des Kaisers«. Dennoch, so die These und Begründung für die vorliegende Annotation, können wir nicht anders, als die Korrespondenz dieser beiden Männer durch die Brille der sie überlagernden historischen Codierungen zu sehen. Was liegt also näher, als neuere historiographische Arbeiten über den mit Eulenburgs Namen verbundenen Skandal zur Kenntnis zu nehmen? Damit nicht genug, die generationellen und konnotativen Linien ihrer Bekanntschaft reichen weit über den durch den Briefwechsel selbst oder die Lebensspanne der Briefpartner markierten Zeitraum hinaus: mit der alten Frau von Quast

an den Rheinsberger Hof des Prinzen Heinrich, mit den Eulenburgs Kindern bis auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs und darüber hinaus. Der reflektierte Zeitraum umfasst mithin diesen und nicht den realen Zeitraum ihrer Korrespondenz, der, historisch signifikant genug, anhebt im Jahr des Berliner Antisemitismusstreits, endet im Jahr von Bismarcks Sturz und, nimmt man den Briefwechsel über den Briefwechsel hinzu, in den Jahren des Skandals seinen Epilog erfährt. Insofern wäre nicht das Interesse der Fontane-Forschung für neuere historische Forschungen zum Thema Eulenburg-Skandal zu begründen, sondern zu fragen, warum der Briefwechsel dieser beiden Leitfiguren des 19. Jahrhunderts bzw. des Wilhelminismus solange unbemerkt blieb.

Die historische Forschung ihrerseits hat seit der editorischen Pionierarbeit von

John C. G. Röhl eine Vielzahl von quellengestützten Untersuchungen und Studien hervorgebracht, die sich von diversen Fragestellungen aus mit der politischen Rolle Philipp zu Eulenburgs in der ersten Phase des Wilhelminismus befassen. In letzter Zeit genießt der sog. Eulenburg-Skandal das vermehrte Interesse der Forschung. Inzwischen liegt eine Reihe Quellenfundierter Arbeiten vor, die sich dem Thema unter dem Aspekt des sich selbst zerstörenden Kaiser(reich)s nähern, wie erneut John C. G. Röhl im dritten Band seiner Wilhelm II. Biographie, oder es als ein den epochalen Männlichkeitsdiskurs revolutionierendes Ereignis begreifen (Steakley). Methodisch richtungweisend war in letzter Zeit Martin Kohlrausch, der die Rolle der Massenmedien in der letzten Phase der Monarchie anhand ihrer Skandale und den damit einhergehenden Wandel von Monarchie- und Selbstverständnis der Presse untersucht (*Der Monarch im Skandal*, 2005). Als Höhe- und Wendepunkt dieses Geschehens begreift Kohlrausch den von Maximilian Harden initiierten und publizistisch inszenierten Eulenburg-Skandal. Während Kohlrausch den medialen Wandel und den gesellschaftlichen Machtverlust des Monarchen und seine Folgen fokussiert, stellt Norman Domeier, daran anknüpfend, den Eulenburg-Skandal ins Zentrum seiner »politischen Kulturgeschichte des Kaiserreichs«. Domeiers Studie basiert auf einer umfangreichen Auswertung der deutschen und internationalen Pressereaktionen auf den Berliner Skandal von europäischen Ausmaßen.

Die andauernde Aufmerksamkeit der nationalen und internationalen Presse und ihre detailgenaue Berichterstattung über die delikatsten Zeugenaussagen in den Berliner und Münchner Gerichtssälen, das ungeschickte Agieren der staatlich-administrativen Instanzen im Verein mit dem umso geschickter agierenden Maximilian Harden, der den Skandal mit wohlgesetzten Keywords, von Kamarilla bis Liebenberger Tafelrunde, medial inszeniert hatte, setzten, so Domeiers These, eine umfassende Umcodierung und soziokulturell nachhaltig wirksame Umwertung in Gang, die weit über den bloß politisch verstandenen Machtverlust des Monarchen (und des monarchischen Prinzips) hinausging. Domeier untersucht in diesem Zusammenhang die mit der porös werdenden moralischen Deutungshoheit der Machteliten sich verändernde Rolle des Intellektuellen, die sich wandelnde politische Rolle der Presse in einem zunehmend politisch wirksam werdenden öffentlichen Raum, die Umcodierung des öffentlichen Diskurses über Freundschaft, Ehe und Sexualität und die damit einhergehende wachsende Legitimationskrise der wilhelminischen Herrschaftselite. Nicht immer vermögen Domeiers Ergebnisse zu überzeugen und angesichts der Fülle des Materials, das Domeier zusammengetragen hat, bedauert man die fehlende begriffliche Schärfe seiner Argumentation bzw. seine unkontrollierte, manchmal entgleisende Fabulierlust (»Auch der große alte Mann des deutschen Antisemitismus, der ehemalige Hofprediger Stöcker ...« ???, S. 263), die zu nicht immer nachvollziehbaren Urtei-

len führt. Gleichwohl bleibt die Studie, nicht zuletzt, weil sie nach dem Bedingungs-zusammenhang von kultureller Co-

dierung und Legitimation politischer Macht fragt, anregend und lesenswert.

1990er Jahren und die 1990er Jahre. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Dichtung. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Prosa. In der dritten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Lyrik. In der vierten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Dramatik. In der fünften Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Theaterwissenschaft. In der sechsten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft. In der siebten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturkritik. In der achten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturtheorie. In der neunten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft. In der zehnten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Dichtung. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Prosa. In der dritten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Lyrik. In der vierten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Dramatik. In der fünften Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Theaterwissenschaft. In der sechsten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft. In der siebten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturkritik. In der achten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturtheorie. In der neunten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft. In der zehnten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die deutsche Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte der Literaturwissenschaft.